Über den Naturgenuß.

Zwei Wandrer zogen hinaus zum Thor,
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weils Mode just,
Den anderen trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippschaft herbei,
Da wirbelts von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehen? Erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün.

Alexander v. Humboldt, ein bezüglich des Genusses, den die Betrachtung der Natur gewährt, unstreitig competenter Richter, dem sie wie kaum einem Anderen ihre größten und verborgensten Reize enthüllt, aber auch eine fast wunderbare Empfänglichkeit dafür verliehen hat, erklärt es für „ein gewagtes Unternehmen, den Zauber der Sinnenwelt einer Zergliederung seiner Elemente zu unterwerfen." *) Obschon dieser Ausspruch für das Schöne der Kunst gewiß nicht minder richtig ist als für das der Natur, auf das ihn Humboldt bezieht, so ist doch jener Versuch in beschränktem Sinne schon im Alterthume gemacht worden. Indem Aristoteles die in der Dichtkunst zur Anschauung gebrachten Gesetze des Schönen aufsuchte, gab er den Anstoß zu der jetzt unter dem Namen der Aesthetik bekannten Wissenschaft, welche sich die Erforschung des Wesens und der Wirkung des Schönen zur Aufgabe macht. Wenn hierbei wesentlich das Kunst- oder Idealschöne den Ausgangs- und Mittelpunkt der Betrachtung bildete, das Naturschöne dagegen mehr oder weniger vernachlässigt wurde, so lag dies in der spekulativen Richtung der die aesthetischen Untersuchungen beherrschenden philosophischen Systeme, die einer unbefangenen Würdigung der in der Natur liegenden Reize nicht günstig war. Kein Wunder, daß in den Handbüchern der Aesthetik das Naturschöne meist nur als eine niedere, mit Schlakken aller Art behaftete Form des Schönen überhaupt aufgefaßt wird, welche nur als Vorstufe des Idealschönen eine Berücksichtigung verdiene.

*) Kosmos I. pag. 9.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Spricht doch auch Schiller, der stets dem Idealen zugekehrte Dichter, mit einer gewissen Geringschätzung von dem Interesse an der Natur, *) während er andrerseits doch nicht umhin kann, die Bedeutung des Naturschönen für die Dichtkunst überhaupt und die Vorzüge der Matthissonschen Landschaftsdichtung insbesondere anzuerkennen. **) Den Dichtern des Hainbundes war in der Behandlung landschaftlicher Stoffe schon Albrecht von Haller, der Dichter der Alpen, ungleich größer freilich als Naturforscher, und Ewald v. Kleist, der gefühlvolle Dichter des Frühlings vorangegangen, und es genügt den Großmeister Goethe, „dessen Werke alle ein tiefes Naturgefühl durchdringt," zu nennen, um uns die innigen Beziehungen der neueren Dichtkunst zum Naturschönen ins Gedächtniß zu rufen.

Nachdem schon im vorigen Jahrhundert auch Prosaiker wie Jean Jaques Rousseau, Büffon, Bernhardin de St. Pierre und Georg Forster durch den Zauber ihrer Darstellung mächtig zur Belebung des Naturgefühls beigetragen haben, sind durch die inzwischen eingetretene ungeheure Erweiterung unserer Kenntnisse von der Natur und die formvollendete Bearbeitung derselben durch verdienstvolle Gelehrte, nach dem Vorbilde A. v. Humboldts selbst, nicht nur die Resultate der wissenschaftlichen Forschung Gemeingut aller Gebildeten geworden, sondern auch durch die aesthetische Behandlung von Naturscenen der Sinn für Naturschönheit in immer weiteren Kreisen verbreitet. Der hohe Aufschwung der Landschaftsmalerei, den jede neue Gemäldeausstellung bekundet, und der in der gröberen Form von Theater-Decorationen, Panoramen, Dioramen, Nebelbildern auch dem großen Publikum früher unbekannte Genüsse bietet, die Vorliebe für landschaftliche Schilderungen in Romanen und epischen Dichtungen aller Art, die sich in der modernen Litteratur geltend macht, sind gewiß ebenso als ein Ausfluß des immer noch wachsenden Interesses für das Naturschöne anzusehen, wie der Eifer, mit dem man aller Orten Promenaden und Parkanlagen ins Leben ruft, welche die Reize schöner Landschaften mit Bequemlichkeit und allgemeiner Zugänglichkeit vereinigen. Wenn man endlich Tausende von Touristen zur Befriedigung dieses Sinnes jährlich die schönen Gegenden Europas nach allen Richtungen durchstreifen, die höchsten Gebirge erklimmen, ja selbst in ferne Welten reisen sieht, um die Naturgenüsse an der Quelle zu schöpfen, so lohnt es wohl der Mühe, zu untersuchen, worin einerseits der mächtige Reiz, den die Betrachtung der Natur auf so viele Menschen ausübt, andrerseits die verschiedene Empfänglichkeit dafür ihren Grund habe. Die Macht der Mode, die Erleichterung des Reisens und die zunehmende Wohlhabenheit mögen immerhin dazu beigetragen haben, daß neuerdings der Naturgenuß ein so weitverbreitetes Bedürfniß geworden ist, aber als die Ursachen dieser Erscheinung können sie nicht angesehen werden; diese sind offenbar tiefer zu suchen.

1. Die äußeren Ursachen und Elemente des Naturgenusses.

Wer von uns hätte nicht im Frühjahr, nachdem der lange Winter endlich gewichen, freudig seine Schritte in die freie Natur gelenkt, mit Wollust die milderen Lüfte geathmet und

*) Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Bd. XII.

**) Ueber Matthissons Gedichte. Bd. XII.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in den warmen Strahlen der Frühlingssonne ein langentbehrtes Behagen empfunden? Wessen Auge wäre unempfänglich geblieben beim Anblick des tiefblauen Himmels, des zarten Grüns der sich entwickelnden Blätter oder des sattgrünen Schmelzes der Wiesen, der lichten Farben und des Wohlgeruches der ersten Blumen, der lieblichsten aller Frühlingskinder? — Wem hätte nicht in des Sommers Gluth das dichte Laubdach des Waldes Kühlung bereitet? Ein weiches Moospolster am Fuße einer mächtigen Buche ladet zur Ruhe ein, aus den grünen Wipfeln erfreut das Ohr der Drossel melodischer Gesang, und eine murmelnde Quelle in der Nähe erfrischt den trockenen Gaumen. Ein Gewitterregen kühlt endlich die schwüle Luft, und bald wölbt sich am Firmament ein herrlicher Regenbogen, der das Auge durch seine bunten und doch so sanften Farben entzückt. — Gelb und purpurroth hat der Herbst die Blätter des Waldes gefärbt, aus dem ein rüstiger Wanderer hervortritt; ein frischer Wind gießt neue Kraft in seine ermüdeten Glieder, und sein Auge schweift durch die klare durchsichtige Luft nach den noch fernen blauen Bergen, an deren Fuße, von der Abendsonne hell erleuchtet, die Dächer des heutigen Nachtquartieres ihm gastlich winken. Einer Feuerkugel gleich sinkt die herbstliche Sonne zum Horizont hinab, bald bezeichnet nur noch ein feuriger Strahlenkranz ihre Stelle, aber nun flammt der westliche Himmel auf in rosigem Lichte, goldig strahlen die Ränder der Abendwolken, während sie selbst sich in die sattesten dunkelblauen und violetten Tinten kleiden. — Und hat nicht auch die winterliche Natur ihre hohen Reize? Wie flimmern des Morgens die Bäume und Sträucher von zahllosen kleinen Eiskrystallen, mit denen sie wie mit kleinen Diamanten besäet sind! Wie strahlt die frische Schneefläche im blendendsten Weiß, und funkelt der Sternenhimmel jemals prächtiger als in klarer Wintersnacht?

Wie groß indeß die Reize, welche der Wechsel der Jahreszeiten mit sich bringt, auch sein mögen, so werden sie doch, weil die regelmäßige Wiederkehr dagegen abstumpft, von Vielen kaum noch als solche empfunden, am wenigsten von denen, die am meisten Gelegenheit haben, sich ihnen hinzugeben, den Landleuten und Jägern. Und doch sind auch diese nicht unempfänglich für die erfrischende Wirkung und die Kräftigung des Körpers, die eine Folge des steten Aufenthaltes und der Bewegung in der freien Luft sind, Vortheile, um die so viele Städter sie zu beneiden Ursache haben.

Alle diese Genüsse sind mehr oder weniger sinnlicher Art, es ist der Reiz des Sinnlich-Angenehmen, der sie uns aufsuchen läßt. Dieser in erster Linie ist es auch, der den Touristen veranlaßt, nachdem die Gewohnheit ihn für die Reize der Heimath abgestumpft hat, neue Naturschönheiten in Gegenden aufzusuchen, die wegen des Reichthums an solchen im Rufe stehen. So sucht der Bewohner der an Naturreizen ärmeren norddeutschen Tiefebne die Gebirge Mitteldeutschlands auf, die ihm schon längst aus blauer Ferne winkten. Die sanften Umrisse der Hügel, der schlängelnde Lauf der Flüsse, der bunte Farbenteppich der gelben Getreidefelder, grünen Wiesen und dunklen Waldränder, der spiegelnden Seen und Teiche, wie er von einem günstigen Aussichtspunkte aus sich vor den Füßen des Beschauers ausbreitet, Alles gewährt dem Auge neue, bis dahin unbekannte Genüsse.

Aber auch dieser Reiz stumpft sich allmählich ab, und die Sinne bedürfen neuer und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stärkerer Reizungsmittel. Ein Hochgebirge, wie die Alpen, soll sie gewähren. Eine weite ermüdende Eisenbahnfahrt bringt den Bewohner der Tiefebne endlich in ihre Nähe. Zackige Linien, die Umrisse der noch fernen Alpenhöhen reizen die Neugierde mehr, als sie das Auge befriedigen, aber bald treten Formen und Farben deutlicher hervor, und immer mehr werden neue, bisher nie gesehene Erscheinungen sichtbar, je mehr der Reisende sich dem Gebirge nähert und in dasselbe eindringt. Jene zackigen Linien verwandeln sich in majestätische Bergpyramiden, himmelhohe Bergwände ragen auf allen Seiten empor, überhängende Felsmassen scheinen den Einsturz zu drohen, und Schwindel erfaßt den Reisenden beim Blick in den zur Seite der Straße gähnenden Abgrund, in dessen Tiefe ein reißender Bergstrom weißschäumend seine Fluthen über Klippen wälzt. Höher und immer höher steigt in Schlangenwindungen die Straße und öffnet sich endlich in ein Hochthal mit grünen Matten, die sich an steile, kahle Bergwände anlehnen. Röthlich schimmern die Hänge darüber von blühenden Alpenrosen, oben aber ragen im Hintergrunde die mit ewigem Schnee bedeckten höchsten Häupter des Gebirges herein. Ein lautes Getöse schlägt an des Reisenden Ohr; seine Schritte an den Rand der seitwärts sich öffnenden Schlucht lenkend, prallt er zurück vor der mit unwiderstehlicher Gewalt niederdonnernden Wassermasse, die sich unten in siedende und brausende Schaumwellen und Nebel aufzulösen scheint. Staunen und Schrecken kämpfen im Touristen seit seinem ersten Eintritt in die Alpenwelt mit dem Gefühl befriedigter Neugier und lassen ihn allmählich erst zur Bewunderung der stilleren Reize, welche die Natur hier angehäuft hat, gelangen: der smaragdgrünen Alpenseen mit ihren pfeilschnellen Bewohnern, den buntgefleckten Forellen, der moosbewachsenen, wetterzerzausten alten Ahornbäume, der blumenreichen duftenden Hochmatten mit dem munter springenden Alpenvieh, der blendenden Schneefelder und blauen Gletscherspalten.

Aber Beweggründe ganz anderer Art noch als die eben entwickelten der Neugierde und des Sinnenreizes ziehen eine, wenn auch kleinere Anzahl von Reisenden alljährlich in die Alpenwelt: Wissensdurst und Forscherdrang treibt die einen, die anderen der für kräftige Naturen unwiderstehliche Reiz der Gefahr, die freie Lust, welche in der Bewältigung großer Schwierigkeiten liegt, wie sie bei Erklimmung der höchsten Alpengipfel dem kühnen Bergsteiger sich entgegen thürmen, der Triumph, von der Höhe der Jungfrau oder des Finsteraarhorns die zahllosen Gletscher und Schluchten und das ganze Heer der im Thale so gewaltig erscheinenden niedrigeren Gipfel gleich Vasallen zu seinen Füßen liegen zu sehen. Wenn Horaz von dem ersten Seemann singt:

Illi robur et aes triplex
circa pectus erat, qui fragilem truci
commisit pelago ratem
primus

und weiter hinzufügt:

Nil mortalibus arduum est,

so passen seine Worte, die letzteren im eigentlichsten Sinne, auch auf den Verwegenen, der vom Ehrgeiz getrieben, im Vollgefühl seiner Kraft, Ausdauer und Gewandtheit sich den Strapazen und Gefahren hoher Bergbesteigungen unterzieht, jähe Felswände erklimmt, Abgründe überschrei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tet, schlüpfrige Gletscherhänge passirt, auf denen jeder Fehltritt das Leben kosten kann, und über schwindelnde Felsgrate mit gähnenden Abgründen zu beiden Seiten rittlings hinweg gleitet.

Wenn hier das Verlangen hervortritt, die Macht des Menschen über die Natur zu bethätigen, so ist es das Streben nach tieferer Einsicht in dieselbe, welche den Naturforscher, einen **Saussure** und **Agassiz**, auf jene steilen Höhen führt, wie derselbe Wissensdrang andere in die tiefliegenden Wüsten Afrikas, in die von der Fülle organischen Lebens strotzenden tropischen Urwälder, wie in die von Pflanzenwuchs entblößten eisstarrenden Polargegenden getrieben hat. Es bleibt einem späteren Abschnitte vorbehalten, den Unterschied nachzuweisen, der zwischen dem Genusse des naturkundigen Reisenden und dem des Touristen gewöhnlichen Schlages besteht, welcher der Einsicht in die Natur entbehrt.

Zerlegen wir die oben geschilderten sinnlichen Reize in ihre Elemente, *) so beruht ihre Wirkung bald in den dem Auge wohlthuenden hellen, reinen und satten, oft glänzenden Farben, wie beim tiefblauen Himmel, dem Regenbogen, dem prachtvollen Gefieder vieler Vögel, den bunten Blumen, oder in der angenehmen Vertheilung und Abwechselung von Licht und Schatten, den verschiedenen Schattirungen, wie sie die Wolken, die Berge und Thäler, die Schluchten und Waldmassen zeigen, oder in der Mannigfaltigkeit der Linien und Umrisse, die unser Auge theils anmuthig berührt, theils mächtig fesselt, so bei der Form der Berge, dem Lauf der Flüsse, dem Spiel der Wellen, bald in dem stetigen Wechsel der Richtung oder der Geschwindigkeit der Bewegungen, wie er sich im Fluge der Vögel, im Flattern der Schmetterlinge, im Schwimmen der Fische, im Zuge der Wolken, im Fließen und Fallen des Wassers darstellt, bald in der wohlthuenden Empfindung des Kühlen und Frischen oder in dem angenehmen Gefühle des Weichen, Elastischen, in seltenen Fällen endlich in der Anregung unseres Geruchsorganes durch den Wohlgeruch der Blumen oder des frischen Heues einer Wiese oder den eigenthümlichen Waldesduft. In den meisten Fällen combiniren und verstärken sich diese Elemente gegenseitig, wie z. B. durch den Wohlgeruch einer Blume die Wirkung ihrer schönen Farben gesteigert, dem mächtigen Fluge des Adlers durch die schöne Form der von ihm beschriebenen Curven ein Element der Anmuth hinzugefügt, durch das dem Ohre angenehme Plätschern des Wassers der Reiz der Bewegung erhöht wird. Aber immer scheinen es hier reale Ursachen zu sein, welche den Genuß bedingen, und ihre Wirkung ist zunächst eine sinnliche, eine Lust aus dem Körper. Dieser aber gesellt sich bei jenem kühnen Bergsteiger noch die Lust aus der Macht, die er über den eigenen Körper wie über die Natur beweist, und die Lust aus der Ehre, die ihm beim Gelingen seines Unternehmens zu Theil wird, beim Naturforscher aber die Lust aus dem Wissen, das er durch seine Forschungen erweitert.

Indeß leuchtet ein, daß in diesen Lustgefühlen sich die Wirkung der Naturreize nicht erschöpft, vielmehr pflegen gewisse großartige Naturerscheinungen, wie deren einige schon oben

*) Bernd. de St. Pierre, Etudes de la nature, II. — les principes memes par lesquelles la nature nous donne les premières sensations de ses ouvrages sont les couleurs, les formes, les mouvements. Wegen der noch unübertroffenen Schönheit der Naturschilderungen verdient dieses Werk B. de St. Pierres, immer noch, trotz seiner Irrthümer, gelesen zu werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nahmhaft gemacht sind, eine dem Gefühle der Lust diametral entgegengesetzte Wirkung auf die menschliche Seele auszuüben. Die dunkler und immer dunkler sich thürmenden und ballenden Wolken des Gewitterhimmels, das Heranbrausen des Sturmes, der die mächtigsten Stämme bricht, das Zucken der feurigen Blitze und das Krachen der Donnerschläge flößen dem Einen geradezu Furcht und Schrecken ein, Anderen dagegen das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht vor dem Erhabenen, das in der gewaltigen Naturerscheinung sich äußert. *) Das vom Sturm gepeitschte Meer, dessen Brandung an den steilen Uferklippen in die Höhe spritzt, erscheint dem Schiffer, dessen Fahrzeug der Küste zutreibt, ein offenes Grab, bei dem am Strande stehenden, ungefährdeten Beschauer überwiegt das Gefühl der Bewunderung und Ehrfurcht vor der überwältigenden Macht der Elemente, denen gegenüber der Mensch sich in seiner Ohnmacht fühlt. Aehnlich ist offenbar die Wirkung eines vulkanischen Ausbruches oder eines Erdbebens; immer tritt angesichts solcher Naturerscheinungen auch bei demjenigen, der sich außer Gefahr weiß oder glaubt, ein Zustand der Seele ein, in dem diese gegenüber jenen ungeheueren Naturgewalten sich gleichsam gelähmt sieht, ein Gefühl, das scheinbar mit den oben bezeichneten Lustgefühlen nichts gemein und doch am Genusse der Natur einen wesentlichen Antheil hat. Enthält doch die Natur ebensoviel Elemente des Erhabenen wie des Anmuthigen, beide oft unzertrennlich verbunden und in gleicher Weise Gegenstand eifrigen Suchens für den Touristen, wie für den darstellenden Künstler.

Wie die Lustgefühle, so sind auch die Achtungsgefühle, die der Anblick des Natur-Erhabenen erregt, meist gemischt. So ist z. B. die Wirkung eines vulkanischen Ausbruches auf das Gemüth des Menschen zusammengesetzt aus dem Schrecken über die plötzliche Erderschütterung und das aus dem Erdinnern erschallende Getöse, dem Staunen über die hohe Rauch- oder Dampfsäule und die in ungeheure Höhe geschleuderten vulkanischen Bomben, Bewunderung des mächtigen Stromes feuerflüssiger Lava und Ehrfurcht vor der unterirdischen Macht, die in der Eruption zu Tage tritt.

Aus den bisherigen Entwickelungen geht zunächst hervor, daß die Ursachen des Naturgenusses sehr mannigfaltiger Art sind, daß sie keineswegs, wie es wohl bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat, sich auf den Reiz des Sinnlich-Angenehmen beschränken, daß daher auch die Wirkungen keineswegs bloß sinnliche Lustgefühle sind, sondern auch Gefühle edlerer Art sich dabei geltend machen. Wie könnte auch sonst das Naturschöne Gegenstand der Kunst sein, ein Vorwurf für den Landschaftsmaler, den sentimentalen Dichter, ja in einzelnen Formen Bestandtheil fast aller übrigen schönen Künste werden! Nennen wir die in ihren Elementen bereits zur Anschauung gebrachte, in ihrem Wesen aber noch nicht erkannte Ursache des Naturgenusses das Naturschöne, so wird ein Vergleich desselben mit dem Kunstschönen uns den sichersten Aufschluß darüber geben, ob der Naturgenuß gleich dem Kunstgenusse ein wesentlich geistiger ist, und die Natur zum Gegenstand aesthetischer Auffassung und Beurtheilung gemacht werden kann, wie die Werke der Kunst, aus denen der Begriff des Schönen entwickelt zu werden pflegt.

*) Kant, Kritik der Urtheilskraft § 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Das Wesen des Naturschönen.

Schön ist nach der Auffassung der spekulativen Philosophie dasjenige, dessen sinnliche Form und Erscheinungsweise durch und durch bedingt und bestimmt ist durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, so daß Form und Inhalt ganz und gar in einander aufgehen und im innigsten Gleichgewicht sind.

Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser Definition einer Prüfung zu unterwerfen; daß sie für das Naturschöne, wenn anders ein solches existirt, nicht gilt, ist leicht nachzuweisen. Denn da jedem, insbesondere organischen Naturkörper eine gewisse Schöpfungsidee zu Grunde liegt, die sich in seiner Gestalt verkörpert hat, so müßte jedem Naturkörper das Prädicat der Schönheit zukommen, was doch keineswegs der Fall ist. Amphibien z. B. und Würmer gelten nicht für schön, obwohl ihre Gestalt in ihrer Art eben so vollkommen, d. h. dem in ihr liegenden Organisationsplan gemäß ist, wie die eines edlen Pferdes oder eines Schwanes, welche beide der gewöhnlichen Auffassung als schöne Thiere gelten.

Dieser unlösbare Widerspruch mußte nothwendigerweise, wie dies schon oben bemerkt worden ist, die speculative Aesthetik dahin führen, das Naturschöne nicht als solches anzuerkennen, während andrerseits die vielen Beziehungen des Kunstschönen zur Natur dazu nöthigten, das Naturschöne wenigstens als Vorstufe des Schönen gelten zu lassen.

Stellen wir uns einmal statt auf den Standpunkt des Philosophen auf den des Künstlers und Dichters und untersuchen wir, ob das Naturschöne, dessen Elemente oben entwickelt worden sind, und das der Sprachgebrauch wenigstens als solches anerkennt, auch im strengeren Sinne diesen Namen verdient, ob es, mit anderen Worten, neben das Kunstschöne gestellt werden darf.

In Betracht kommt hier insbesondere die Landschaftsmalerei und Landschaftsdichtung. Beide entlehnen ihre Vorwürfe der schönen Natur, aber sie borgen von ihr nicht nur jene Elemente des Schönen, Licht und Schatten, Farben und Linien, Bewegungen und Töne, sondern sie fassen die Landschaft als ein Ganzes auf und geben sie in Form eines Bildes wieder. Indeß ist dieses Landschaftsgemälde oder Gedicht keine Copie der Landschaft; eine solche würde auf den Namen eines Kunstwerkes keinen Anspruch machen und uns nur ein oberflächliches Interesse, das der Neugier, abgewinnen können, zu sehen, wie genau oder treu der Maler oder Dichter die Einzelheiten einer uns wohlbekannten Gegend in Farben oder Worten wiedergegeben hat. Die Frage, welche Gegend hier abgebildet sei, liegt uns beim Anblick eines schönen Landschaftsgemäldes fern; wir geben uns dem Genusse desselben um seiner selbstwillen hin. Was ist es aber, was uns diesen Genuß bereitet? Sind es die schönen, vom Maler der Natur abgelauschten Farben und Linien, oder die musikalischen Effekte des Versbaues, die, wie die Genüsse einer wohlbesetzten Tafel, unsere Sinne kitzeln? Gewiß nicht, oder doch nicht allein. Denn auch derjenige, der an den Schönheiten der wirklichen Landschaft, die dem Künstler bei der Conception vorschwebte, vielleicht oft schon theilnahmlos vorübergegangen ist, findet das Gemälde schön. Jene realen Schönheiten müssen also im Bilde gesteigert, von dem störenden Beiwerk, das ihnen anhaftet, gereinigt, müssen mit einem Worte vom Künstler idealisirt sein,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um die Gefühle zu erwecken, die wir von einem Kunstwerk erwarten und die wir vorläufig als ideale bezeichnen wollen.

Indeß finden wir nicht selten Landschaftsgemälde und Landschaftsgedichte, die, wie schöne Stoffe sie auch zum Gegenstande haben und wie meisterhaft sie auch in der Technik sind, uns doch nicht ansprechen, idealisirte Bilder des Realen, die doch keine idealen Gefühle in uns wekken, weil sie nicht der Ausdruck des Gefühls sind. Denn Gefühle können nur durch solche in uns erweckt werden; wo wir bewußt oder unbewußt das Gefühl, das Seelenvolle vermissen, bleiben wir kalt, wie der Gegenstand der Betrachtung selbst.

Da nun die Natur an sich seelenlos ist, woher nimmt der Künstler das Seelische, das er ihrem Bilde einhaucht? Offenbar sich selbst. Seine eigene Seele ist es, die er dem Natürlichen, das Gegenstand seiner Kunst werden soll, gleichsam substituirt, indem er menschliche Empfindungen und Gefühle, hier Heiterkeit und Lebenslust, dort Schwermuth und Trauer, hier Ehrgeiz, Kühnheit und Trotz, dort Bescheidenheit und Demuth, hier chaotisches Durcheinander, dort Schönheit, Ordnung und Gesetz, hier Liebe, dort Haß, kurz Alles, was das Menschenherz erfüllt und bewegt, in der Natur wieder zu finden glaubt.

So betrachtet, gewinnen jene Farben und Lichter, jene Formen und Linien, jene Bewegungen und Töne, welche wir oben wegen ihrer sinnlichen Annehmlichkeit als die Elemente des Schönen bezeichnet haben, für die Darstellung des Schönen in Malerei und Dichtung eine höhere Bedeutung. In jenen leicht geschwungenen Wellenlinien des Schwanenhalses, des Laufes der Flüsse, in den sanften Formen der Berge, der symmetrischen Gliederung des thierischen Körpers, in den zierlich geschweiften Umrissen der Blätter findet der Künstler (und nicht auch Jeder von uns?) unbewußt Form und Züge, Gliederung und Ebenmaß des menschlichen Körpers wieder, der nun einmal der Natur der Dinge nach den Maßstab für die Schönheit aller anderen Gestalten abgiebt. Dagegen liegt bei jenen geraden und gebrochenen Linien, wie sie steile Bergabstürze, die zackigen Formen der Kalkalpen oder über das Meer emporragender Klippen aufweisen, die Beziehung zu menschlichen Affecten nahe; denn wir finden in jenen hoch über den Kamm des Gebirges oder den Meeresspiegel emporragenden Vorsprüngen den Ausdruck der Kühnheit, des Trotzes oder ehrgeizigen Strebens, welches sich über das Niveau des Gewöhnlichen zu erheben sucht, und fühlen uns dadurch je nach der Richtung unseres Geistes oder der augenblicklichen Seelenstimmung mehr oder weniger sympathisch berührt. Diese Empfindung aber steigert sich zum Gefühl der Ehrfurcht vor dem Natur-Erhabenen, sobald das Object in seiner unübersehbaren Höhe oder unaufhaltsam vordringenden oder aufstrebenden Kraft sich als der menschlichen Machtsphäre entrückt und für dieselbe unerreichbar darstellt. So ruft ein Riesenbaum unserer Wälder, oder ein schlanker Palmstamm, der über den tropischen Urwald weit emporragt, die Vorstellung nicht zu hemmender Jugendkraft in dem Beschauer hervor, wie wir in einem auf breiter Basis sich erhebenden und alle Berggipfel ringsum weit überragenden Bergeshaupte ein Abbild hehrer Majestät und Herrscherwürde zu sehen glauben. So scheint uns ein gut ausgebildeter Krystall mit seinen scharfen Umrissen, seiner regelmäßigen und in sich abgeschlossenen Bildung gleichsam von der strengen Gesetzlichkeit der menschlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vernunft beseelt und darum schön, auch wenn ihn sonst weder schöne Farben, noch Glanz auszeichnen, während das formlose Mineral, jenes Scheines entbehrend, für todt und darum unschön gilt. Aehnlich beruht die Schönheit der Edelsteine keineswegs nur auf dem sinnlichen Reize ihres feurigen Glanzes, ihrer schönen Farben und wasserhellen Klarheit, sondern wesentlich auch auf dem Scheine des Lebens, eine Folge jener Eigenschaften, die in ihrer Gesammtheit uns an das menschliche Auge, den Spiegel der Seele, erinnern. *) Die schnellen, leichten und doch so kräftigen Bewegungen der Vögel und Fische erregen unsere Theilnahme weniger durch den Wechsel des sinnlichen Reizes, als durch die Intensität des Lebens, die sich in der Schnelligkeit und Leichtigkeit, Kraft und Gewandtheit ihrer Bewegungen ausprägt; denn solche gelten ja auch beim Menschen als das Zeichen der jugendlichen Kraft und Gesundheit. In engem Zusammenhange damit erscheint der Gesang der Vögel als Ausdruck der heitern Seelenstimmung und Lebenslust, von der wir unwillkürlich die Sänger des Waldes gleich den menschlichen Sängern getragen glauben, während der musikalische Gehalt des Vogelgesanges nur bei wenigen Arten einen Vergleich mit der menschlichen Stimme zuläßt. Wird doch auch der Reiz des bewegten Wassers wesentlich erhöht durch sein weithin vernehmbares Murmeln, Plätschern oder Rauschen, das als die Stimme des für beseelt gehaltenen Wassers unserem Ohre Musik dünkt. So tritt uns in der Betrachtung der unermeßlichen See, wenn sie in stürmischer Bewegung Woge auf Woge rollt, die unwiderstehliche, unerschöpfliche Kraft; wenn ein glatter Spiegel sich über ihren Tiefen endlos dehnt und nur am Ufer in regelmäßiger Wiederkehr ein leises Auf- und Abwogen stattfindet, einer athmenden Bewegung vergleichbar, die Ruhe eines schlummernden Riesen entgegen.

Das Veilchen erscheint uns als das Sinnbild der Bescheidenheit, weil es seine zierlichen Blätter und wohlriechenden Blumen am Boden unter geringgeschätzten Kräutern und Gräsern, wie der bescheidene Mensch seine Vorzüge unter einem unscheinbaren Aeußeren, verbirgt. Das Rohr am stillen von Waldesdunkel umgebenen Weiher, vom Winde leise bewegt, scheint Schwermuth zu flüstern, während es doch nur die Stille und Einsamkeit des Ortes, der Mangel des Lebens ist, der unsere Empfindungen beeinflußt und eine heitere Stimmung nicht aufkommen läßt. — So erklärt sich auch die aesthetische Wirkung des nächtlichen Nebels. Der durch Zeit und Ort für eine übernatürliche Auffassung empfänglicher gemachte Wanderer glaubt Gespenster zu erblicken, indem die bald ins Riesige wachsenden, bald wieder zusammenschrumpfenden, in ihren Umrissen stets wechselnden, formlosen und unfaßbaren Nebelgestalten ihm die phantastischen Vorstellungen der Kindheit zurückrufen. **)

Daß endlich auch die komischen Seiten des Menschenlebens in der Natur ihren Widerhall finden, zeigen z. B. die wunderlichen Felsbildungen im Quadersandsteingebirge. Bekannt-

*) Daß umgekehrt das menschliche Auge von Dichtern oft mit Edelsteinen verglichen wird, beweist nichts gegen obige Behauptung, indem dann immer nur einzelne Eigenschaften des Auges, wie Glanz und Feuer, zur Vergleichung herangezogen werden.

**) Wie umgekehrt diese phantastischen Vorstellungen auf Nebelgebilde oder verwandte Naturerscheinungen zurückzuführen sind, zeigt Göthes Erlkönig in so ergreifender Weise. Natur und Menschenseele sind eben in steter Wechselwirkung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich haben die Umwohner der berühmten Adersbacher Felsenstadt neben erhabenen Kirchthürmen und dem gewaltigen Zuckerhut auch einen Pilz, Mops, Eisele und Beisele u. s. w. ausfindig gemacht, deren Aehnlichkeit mit den Urbildern uns in eine heitere Stimmung versetzt, wie der komische Anblick der Affen und Papageien ebenfalls auf einer gewissen äußerlichen Uebereinstimmung mit dem Menschen in Gestalt, Geberde oder Handlung beruht, welche die Wesensverschiedenheit und geistige Ueberlegenheit des Menschen um so schärfer hervortreten läßt.

Doch genug der Beispiele, die sich ins Unendliche häufen ließen, zum Beweise, daß jeder mit Phantasie begabte Mensch, gleich dem Künstler und Dichter, seine Seele in die Natur hineingelegt hat, so oft ihm diese als beseelt oder seelenvoll entgegen zu treten scheint.

Wenn der Künstler so viel von dem Seinigen zur Natur erst hinzuthun, das Natürliche mit seinen Gefühlen erfüllen und idealisiren muß, so scheinen also die Aesthetiker nach dem Vorgange Schellings und Hegels den Gegenständen der Natur an sich doch mit Recht das Prädikat der Schönheit abzusprechen? Gewiß, aber nur in dem beschränkten Sinne, in dem wir auch dem schönsten carrarischen Marmorblocke, aus dem der Bildhauer seine Ideale gestaltet, den prächtigsten Oelfarben, in die ein Raphael seine Madonnen kleidet, an sich nicht als schön in der aesthetischen Bedeutung des Wortes zu bezeichnen pflegen. Das blendende Weiß, die Fleckenlosigkeit, die Feinheit und Härte des Kornes sind mineralogische Eigenschaften, die den carrarischen Marmor vor anderen Marmorsorten auszeichnen und ihm das Schönheitsprädicat im Munde des Mineralogen wie des Steinmetzen eintragen. Der erstere findet seine Befriedigung in der Vergleichung jener so scharf characterisirten Varietät des körnigen Kalkes mit anderen weniger bevorzugten, den letzteren ergötzt die Vorstellung von dem Nutzen, der practischen Verwendbarkeit dieses kostbaren Materials. Dem Künstler dagegen, in dessen Geiste der Marmorblock sich sofort zur Statue formt, zum Schönheitsideal, das ihm stets vorschwebt, ist schon der rohe Block ein Gegenstand idealer Gefühle, nämlich nicht nur der Freude und Begeisterung bei der Vorstellung, das, was ihm die schöpferische Phantasie vor das geistige Auge gezaubert, als Kunstwerk zu herrlicher Wirklichkeit zu gestalten (dies Gefühl hat immer noch seine reale Seite), sondern das rein ideale Gefühl aus dem Bilde des Schönen, das der Geist des Künstlers bereits in seiner Vollendung erblickt.

Hiernach könnte es scheinen, als sei nur der Künstler befähigt, die Schönheiten der Natur in idealem Sinne aufzufassen, die in der Natur vorhandenen Elemente des Schönen zunächst in seiner Seele zum Aesthetischschönen zu gestalten, oder mit anderen Worten, als wären die idealen Schönheiten der Natur nur für den plastischen Künstler, den Landschaftsmaler oder Landschaftsdichter vorhanden. Dies ist jedoch keineswegs der Fall.

Mögen wir nämlich das Schöne im Sinne des Idealismus als die sinnliche Erscheinung der Idee oder im realistischen Sinne *) als die bildliche Darstellung eines seelenvollen, idealisirten Realen nehmen, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß jeder Gegenstand der sinnlichen Welt, den wir schön nennen, es nur ist in unserer Vorstellung und durch die Beziehungen, in die wir ihn zu unserem Gefühlsleben setzen. Denn die Idee, die der Mensch im Schönen

*) Vergl. v Kirchmann's Aesthetik.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verkörpert sieht, ist seine Idee, eine Schöpfung seines Geistes, und er findet eben nur das schön, was unmittelbar, oder umgeformt durch seine Phantasie, ihm gleich einem Spiegelbilde den Inhalt seiner Seele zurückstrahlt. So erscheint denn auch ein Naturkörper nur im Vergleich mit menschlichen Zuständen schön oder häßlich, und die Frage, ob der Natur das Prädikat der Schönheit auch im höheren Sinne des Wortes zukommt, muß nun nach Allem, was oben entwickelt worden ist, entschieden bejaht werden.

Offenbar sind es zunächst die so zahlreich in der Natur vorhandenen Elemente des Schönen, die durch ihren Reiz nicht nur den Künstler und Dichter, sondern jeden dafür empfänglichen Menschen zu der Seelenthätigkeit anregen und die Gefühle in ihm erzeugen, die wir als die Ursache, beziehungsweise als die Wirkung des Schönen bereits wiederholt bezeichnet haben. Wenn in Bezug auf die poetische Bedeutung des Naturschönen ein neuerer Dichter treffend sagt:

Titan und Zwerg, das Große wie das Kleine
Ist Poesie und Poesie im Halme,
Wie in des Orientes stolzer Palme.
Und Poesie noch in der Weisen Steine
Und Poesie in eines Dampfschiffs Qualme
Und Poesie auf einer Schweizer Alme
Und Poesie vor Allem auch im Weine.
Wo euch des Himmels heilige Luft umweht,
Da rauscht die Poesie mit ihren Schwingen,
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet . . . . .

so ist damit auch die ideale Seite des Naturschönen überhaupt anerkannt und zugleich bestätigt, daß das Naturschöne nicht für jeden Menschen vorhanden ist.

Wie weit verbreitet das Naturschöne auch sein mag, so gehört darum doch nicht jeder Gegenstand der Natur, wie es in Consequenz des idealistischen Schönheitsbegriffes sein müßte, in das Gebiet aesthetischer Betrachtung. Denn wie nicht jede Landschaft einen Vorwurf für ein Gemälde abgiebt, so kann überhaupt nicht jede sinnliche Erscheinung in der Natur idealisirt d. h. in der Vorstellung des Beschauers von dem Störenden und Bedeutungslosen, mit dem sie vielfach vermischt ist, gereinigt und in ihrer Bedeutung so gesteigert werden, wie es das Gesetz der Schönheit fordert. Auch sind die Beziehungen zur menschlichen Gefühlswelt, die wir oben als das Seelenvolle bezeichnet haben, in der Natur oft so fernliegend, daß ihre Auffindung gewaltsam oder gekünstelt und darum unschön erscheinen würde.

Wie steht es aber endlich mit der Forderung der Bildlichkeit, die Aristoteles als wichtigste Bestimmung des Schönen aufgestellt hat, *) und der zwar das Kunstschöne entspricht, die das Naturschöne aber seinem Wesen nach auszuschließen scheint. Doch nur scheint, in der That fehlt dem Naturschönen die Bildlichkeit keineswegs. Denn wie in der Seele des concipirenden Landschaftsmalers oder Dichters, so entsteht überhaupt in der Seele jedes Beschauers, wenn auch nicht immer mit so vollem Bewußtsein, wie bei jenen, ein Bild des Natürlichen. Das

*) In Aristoteles' Poetik, 1. ist allerdings nur von der in den rythmischen Künsten hervortretenden μίμησις die Rede, doch berechtigen andere Stellen, wie Physik, II. 8 u. Poetik, 15,14 zu der obigen Verallgemeinerung.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Object wird nämlich durch den geistigen Act des Beschauens aus seiner Realität gleichsam herausgehoben, und so eine Vorstellung von ihm erzeugt, ein Bild, das zwar nicht äußerlich zur Darstellung kommt, nichts Körperliches an sich hat, wie das Kunstwerk des Malers, aber sonst mit diesem in allen wesentlichen Eigenschaften des Schönen übereinkommt. *) Denn das Natürliche wird bei aesthetischer Betrachtung nur, insoweit es ein Schönes ist, in die Vorstellung aufgenommen, also durch diesen Act selbst von allem störenden und bedeutungslosen Beiwerk gereinigt oder idealisirt, und da es gleich dem Kunstwerke den Reiz des Sinnlich-Angenehmen hat, dessen Wirkung durch die Empfänglichkeit des Beschauers noch gesteigert wird, und endlich auch den Seelenzustand des Betrachtenden abspiegelt, wie ein Landschaftsgemälde oder Gedicht den des Künstlers oder Dichters, so fehlt ihm keines der wesentlichen Erfordernisse des Idealschönen. Welche Schwierigkeiten aber für den Genuß des Naturschönen sich daraus ergeben, daß bei ihm das Ideale vom Realen äußerlich nicht getrennt erscheint, bleibt einer weiteren Untersuchung vorbehalten.

3. Wie unterscheidet sich der Naturgenuß vom Kunstgenuß?

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, auf das Wesen des aesthetischen Genusses und damit auf das Wesen der Gefühle überhaupt, eines der schwierigsten Probleme der Psychologie näher einzugehen. Sagt doch Kant mit Recht, „daß die mit einer Vorstellung verbundene Lust oder Unlust kein Erkenntnißstück werden könne.“ **) Es sind die Gefühle Zustände der Seele und als solche zwar Gegenstand der Selbstwahrnehmung, aber nicht der Erkenntniß, in ihrer Entstehung an bestimmte Ursachen geknüpft, aber unabhängig von dem Willen, vielmehr ihrerseits den Willen sehr oft beeinflussend. Der letztere Umstand erweist sich von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung des Naturgenusses und seine Vergleichung mit dem Genusse des Kunstschönen. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Der Anblick einer Feuersbrunst versetzt den in seiner Person, seinen Angehörigen oder seinem Besitzthum Gefährdeten in Aufregung und Angst, während er dem Unbetheiligten, so weit nicht sein Mitleid ins Spiel kommt, ein prächtiges Schauspiel gewährt, also ein Gegenstand der Lust wird. Meist treten indeß alle diese Gefühle gemischt auf, und je nach den Umständen überwiegt das eine oder das andere; überwiegt das Mitleid, so treibt es wohl auch den Nichtbetheiligten näher hinzuzueilen und sich zur Rettung eines Menschenlebens selbst in die Flammen zu stürzen; liegt kein Grund zur Besorgniß, weder für die eigene Person, noch für andere oder deren Eigenthum vor, kann sich also der Beschauer, wie etwa wenn ein schon zum Abbruch bestimmtes Gebäude in Flammen aufgeht, ungetheilt dem Eindrucke des erhabenen Schauspiels hingeben, so ist sein Genuß offenbar mit demselben Rechte, wenn auch in beschränk-

*) Man wird hier an die paradoxe, aber nicht unwahre Behauptung erinnert, daß Raphael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände zur Welt gekommen. Gewiß ist, daß seine Madonnen so vollkommen, wie wir sie erblicken, bereits seinem Geiste vorgeschwebt haben, ehe er durch Pinsel und Farben sie auch für Andere sichtbar machte.

**) Kritik der Urtheilskraft. Einleitung, VII.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

terem Sinne ein aesthetischer zu nennen, wie die Betrachtung eines eine Feuersbrunst darstellenden Gemäldes. Beim Anblick eines solchen stellen sich zwar jene Affecte der Angst und des Mitleides, welche bei einer wirklichen Feuersbrunst, aufs höchste gesteigert, die eigene Flucht, beziehungsweise den Versuch der Rettung fremden Menschenlebens zur Folge haben, ebenfalls ein, aber in viel schwächerem Grade und in wesentlich anderer Form. Denn wir bleiben, wie dort als Unbetheiligte das Erhabene der Naturerscheinung, so hier die Kunst des Malers bewundernd, die der gewaltigen Schönheit des entfesselten Elementes, der Verwirrung, Aufregung und Angst aller Gefährdeten, wie dem Heldenmuthe eines zur Rettung Herbeigeeilten und der Freude der Angehörigen über die gelungene Rettung einen so lebenswahren Ausdruck verliehen hat.

Jene Aufregung und Angst, jenes Mitleid beim Anblick einer wirklichen Feuersbrunst sind reale Gefühle, sie bestimmen den Willen zum Vornehmen von Handlungen und sind von nachhaltiger Wirkung. Nach Wochen und Monaten noch sehen wir im Geiste die feurige Lohe zum Himmel aufsteigen, hören den gräßlichen Schrei, den die Bewohner des brennenden Hauses in ihrer Todesangst ausstoßen, und können den entsetzlichen Anblick eines in den Flammen versinkenden Opfers nicht los werden. Nicht so beim Anblick eines Kunstwerkes; auch die entsetzlichste Scene, wie die Darstellung eines Autodafés im Gemälde oder eines Mordes im Trauerspiel, ist nicht von nachhaltiger Wirkung, und wenn sie ausnahmweise unseren Willen erregt, so beruht dies auf einer Verwechselung des Scheines mit der Wirklichkeit; wie wohl mitunter Kinder oder naive Erwachsene beim ersten Theaterbesuch ein auf der Bühne sich abspielendes Verbrechen durch ihr Einschreiten zu hindern versuchen.

Die Gefühle, die der Anblick des Bildes in uns erweckt, entsprechen genau denen, die darin zum Ausdruck gekommen sind; wir fühlen die Angst der Flüchtenden mit, die Todesqualen des Verbrennenden, die Freude der Geretteten, aber es sind offenbar nur ideale Schmerzgefühle und weit verschieden von denjenigen, die wir in Wirklichkeit in gleicher Lage empfinden würden. Das Wesen des aesthetischen Genusses ist also nicht die reale, sondern die ideale Lust, die Lust aus dem Bilde der Lust, wie dies unser idealster Dichter in den Worten ausspricht:

„Aber in den heiteren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr."

Die reinen, d. i. idealisirten Formen sind es, mit denen das Kunstschöne zu thun hat. Ist nun auch das Naturschöne, wie wir glauben nachgewiesen zu haben, kein Reales, sondern nur das idealisirte Bild eines solchen, freilich nur in unserer Vorstellung vorhanden und nicht wie das Schöne der Kunst zur sinnlichen Darstellung gelangend, so ist einerseits einleuchtend, wie auch die Natur ideale Lustgefühle in uns erwecken kann, andrerseits erklärlich, weshalb diese beim Naturgenuß seltener in solcher Reinheit und Kraft zur Geltung kommen können, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beim Genuß eines Kunstschönen. Denn da beim Naturschönen das Ideale vom Realen äußerlich nicht getrennt erscheint, vielmehr Vorstellung und sinnliche Wahrnehmung scheinbar zusammenfallen, so sind auch die sie begleitenden idealen und realen Lustgefühle schwer zu trennen, und es stößt die aesthetische Naturbetrachtung auf Hindernisse, die der Genuß des Kunstschönen nicht kennt. Daß übrigens auch dieses reale Gefühle in uns erzeugt, ist in seinem Wesen begründet, von dem das Sinnlich-Angenehme, wenn anders sich das Schöne nicht im Genuß verflüchtigen soll, ebenso wenig zu trennen ist, wie der sinnliche Reiz vom Naturschönen.

Die Wirkung der sinnlichen Reize ist aber in der Regel beim Kunstwerk eine ungleich schwächere, weil der Künstler mit allen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, die Natur nicht erreichen kann, aber auch nicht will, da Sinnenreiz ja nicht sein Zweck ist. In demselben Maße, als z. B. im Gemälde einer Feuersbrunst das Bild der emporschlagenden Flamme, der sprühenden Funken, der düsteren Rauchwolken in seiner sinnlichen Wirkung auf den Beschauer hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, ist die aesthetische Wirkung des Gemäldes stärker und jedenfalls reiner, als die einer wirklichen Feuersbrunst, wo sie durch die realen Gefühle der Angst, des Mitleides, die erstickende Wirkung des Rauches, die unerträgliche Hitze, das Drängen und Stoßen der Menge beeinträchtigt wird.

Wenn schon die Kunst, wie z. B. in der Behandlung der Nuditäten den Beigeschmack realer Lustgefühle mitunter nicht abweisen kann, die das Eintreten der idealen hindern oder nicht zur Geltung kommen lassen, so kann sich der Genuß des Naturschönen offenbar dem Einflusse des Realen noch weniger entziehen. So macht in einer kalten Winternacht das Gefühl des Frostes die meisten Menschen, die im Freien zum gestirnten Himmel aufblicken, gegen die Schönheit und Erhabenheit des Anblickes unempfindlich, so das Gefühl der Müdigkeit den Gebirgswanderer gleichgültig gegen die Reize des anmuthigen Thales, an dessen Ende die Nachtherberge liegt. Ein Landmann aus der Ebene pflegt in den himmelragenden Felswänden des Hochgebirges nur unfruchtbare Gehänge zu sehen, wie auch der Aelpler beim Anblick seines durch Bergstürze, Lawinen oder Gießbäche verwüsteten Ackers wenigstens vorübergehend geneigt ist, seine ihm sonst so schön dünkende Heimath mit den einförmigen, aber um so fruchtbareren und gefahrloseren Fluren der Ebene zu vertauschen.

Beim Kunstschönen ist durch die Idealisirung des Realen dessen störende Wirkung für den Beschauer des fertigen Kunstwerkes bereits beseitigt, beim Naturschönen dagegen muß der Betrachtende diese Idealisirung des Realen selber vornehmen, in sich vollziehen, wenn der Genuß ein reiner d. h. aesthetischer sein soll. Dieser Umstand wirft ein Licht auf die bekannte Thatsache, daß während der Sinn für das Kunstschöne in den weitesten Kreisen zu finden ist, ja, wenn wir das verzierende Schöne im Schmucke des Körpers hinzurechnen, auch den geistig tiefstehenden Menschen nicht ganz fehlt, der Sinn für Naturschönheit bei weitem nicht so verbreitet ist. Die größere Schwierigkeit der Idealisirung und die höheren geistigen Anforderungen, die das Naturschöne bezüglich seiner in der Vorstellung zu vollziehenden Verbildlichung an den Beschauer macht, erklären jene Erscheinung zur Genüge. Hat doch selbst derjenige, bei dem alle Vorbedingungen zum Genusse des Naturschönen vorhanden sind, oft Mühe, sich dabei durch re-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ale Gefühle nicht beeinflussen zu lassen, wo immer das Seelenvolle in der Natur ihn zur aesthetischen Betrachtung auffordert.

Für das Seelenvolle bietet die Natur zwar oft eine große Anzahl von Anknüpfungspunkten, aber gerade in dieser Mannigfaltigkeit, so wie in der geringeren Deutlichkeit und Bestimmtheit dieser Beziehungen, die sich mitunter sogar widersprechen, liegt ein weiterer Mangel des Naturschönen, der das Verständniß erschwert, den reinen Genuß beeinträchtigt. Wenn z. B. beim Anblick eines in großartiger und zugleich anmuthiger Umgebung gelegenen Gebirgssees die ringsum herrschende Stille und die geheimnißvolle unergründliche Tiefe des Wassers in dem Beschauer zunächst eine feierlich ernste Stimmung wecken, so macht diese doch sofort der Heiterkeit Platz, sobald die anmuthigen Ufer, von der glatten Fläche des Sees zugleich mit dem Spiegelbilde des ernsten Sinners zurückgestrahlt, den Blick auf sich lenken. Die heitere Stimmung geht in ein gemischtes Gefühl von Staunen, Bewunderung und Ehrfurcht über, sowie das Auge zu dem Bergcolosse emporblickt, der mit wilden und schroffen Felsklippen jäh abstürzend in den See vorspringt. Welches dieser Gefühle ist nun das vorherrschende, die Art des Genusses bedingende? Oder ist nicht vielmehr anzunehmen, daß alle diese gleichzeitig auftretenden Gefühle sich zum Theil gegenseitig in ihrer Wirkung aufheben und so den Genuß schwächen werden? Und liegt denn überhaupt auch nur eine jener seelischen Beziehungen so ausgesprochen vor dem Beschauer, daß nicht vielleicht die feierlich gehobene Stimmung, die den Grundton der Empfindungen bildete, bald in das Gefühl der Vereinsamung und Beklemmung übergeht, das jeden weiteren Naturgenuß unmöglich macht. Denn die realen Gefühle liegen meist näher und erweisen sich bei den meisten Menschen mächtiger als die idealen.

Viel günstiger freilich gestaltet sich das Verhältniß bei der Betrachtung des denselben Gegenstand behandelnden Kunstschönen. Der Landschaftsmaler, der z. B. jenen Gebirgssee als Motiv wählt, giebt nur dem Gefühle Ausdruck, dem er den Vorrang einzuräumen für gut findet, und scheidet alle Elemente aus, die in der Wirklichkeit dieses Gefühl stören; oder er vereinigt die vorhandenen Contraste unter einem höheren Gesichtspunkte. Er läßt etwa den Gegensatz zwischen der Anmuth des Seeufers und der Wildheit jener drohenden Felsklippen seine Versöhnung finden in der Majestät des das Ganze beherrschenden Bergriesen, dem gegenüber jene Klippen im Gemälde als gehorsame und den übrigen Unterthanen des Herrschers ungefährliche Vasallen erscheinen. Indem so der Künstler aus den seelischen Elementen des Naturschönen nach seinem Gutdünken eine Auswahl trifft und ihre Erkennbarkeit durch Steigerung ihrer charakteristischen Züge erhöht, ist die Unbestimmtheit und Undeutlichkeit des im Motiv seines Gemäldes enthaltenen Seelenvollen beseitigt und damit das Verständniß und der Genuß des Naturschönen in der bildlichen Darstellung des Malers gesichert.

Der störende Einfluß realer Gefühle, die Undeutlichkeit der seelischen Beziehungen und die größere Schwierigkeit der Idealisirung des Naturschönen erklären endlich auch jene auffallende Erscheinung, daß derselbe Mensch, der vor den Schönheiten eines Landschaftsgemäldes bewundernd stehen bleibt, an der wirklichen Landschaft, die dem Künstler als Motiv gedient hat, vielleicht oft schon theilnahmlos vorübergegangen ist. Der Maler mußte ihm die Arbeit, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schöne aus der realen Landschaft herauszufinden, abnehmen, seine Wirkung zum Theil durch technische Mittel, (die Luft- und Linear-Perspective, grellere Farben, Aufsetzen starker Lichter u. s. w.) steigern, um ihn eines Genusses theilhaftig zu machen, den der feiner Organisirte und geistig höher Stehende schon beim Anblick der realen Landschaft empfindet. Wie verschieden sich durch den Einfluß der geistigen Bildung der Naturgenuß gestaltet und von welchen Bedingungen er überhaupt abhängig ist, soll Gegenstand der folgenden Capitel sein.

4. Die Bedingungen des Naturgenusses.

Mit der Wahrnehmung jedes schönen Gegenstandes verbindet sich eine besondere Lust. Indem unser Geist durch den geistigen Act des Wahrnehmens dem Gegenstande unendlich nahe tritt, verschmilzt er gewissermaßen mit demselben zur Einheit, und darin scheint der unergründliche Reiz des Wahrnehmens überhaupt zu liegen. Aber die Art dieser Empfindung ist offenbar nicht nur je nach dem Gegenstande, sondern auch je nach der Individualität des Wahrnehmenden eine sehr verschiedene.

Da die sinnliche Wahrnehmung die Vorbedingung für den Eintritt des Genusses des Schönen ist, der eben deshalb ein aesthetischer genannt wird, so leuchtet ein, daß die größere oder geringere Vollkommenheit der Wahrnehmung einen wesentlichen Einfluß auf die Stärke und Art der dadurch hervorgerufenen Gefühle haben muß. Insofern nun der Grad dieser Vollkommenheit von der individuellen Beschaffenheit der Sinnesorgane abhängig ist, sind es die Schärfe und das Accomodationsvermögen unseres Auges, die Schärfe und Geübtheit unseres Ohres, die Empfindlichkeit unseres Gefühls- und Geruchssinnes, von denen die Möglichkeit und Stärke des Naturgenusses abhängt.

Wie wichtig ein für die Ferne und Nähe gleich gutes Auge für den Naturforscher ist, bedarf keines Beweises, aber auch für den Naturfreund, wie für den Landschaftsmaler ist der Besitz eines solchen ein Haupterforderniß. Dem kurzsichtigen Auge entgeht ein großer Theil der Einzelheiten, die den sinnlichen Reiz des Naturschönen ausmachen. Die mannigfachen zarten Farbentöne, der Duft, der auf der Ferne ruht, die sanfteren Uebergänge von Licht und Schatten, die feineren Formen und Gliederungen, für den Landschaftsmaler Gegenstand eingehendsten Studiums, dürfen auch von dem Naturfreunde nicht übersehen werden, wenn er vollen Genuß vom Naturschönen haben soll.

Nicht zu unterschätzen ist auch der Besitz eines scharfen Gehörs. Die mannigfaltigen Naturlaute, das Plätschern, Rauschen und Murmeln des Wassers, das Brausen des Windes, das Aechzen der vom Sturme gebeugten Bäume, das leise Flüstern der Blätter, die ein sanfter Westwind bewegt, das Seufzen des Rohrs, endlich der Gesang der Vögel bieten nur demjenigen seelische Beziehungen und damit aesthetischen Genuß, dessen Ohr scharf und geübt genug ist, um auch die feineren Nüancen der Laute nach Höhe und Tiefe, Stärke und Farbe aufzufassen. So ist auch nur der feiner fühlende Mensch für die Reinheit und Milde der Luft empfänglich; für den Wohlgeruch der Blumen, den Waldesduft nur der, dessen Geruchsorgan nicht durch narkotische Genußmittel abgestumpft oder von Natur stumpf ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wessen Sinne geschärft sind, der entdeckt die Schönheit des am Boden kriechenden Mooses, wie der hoch in die Lüfte ragenden Palmenkrone, eines im Gebüsch verborgenen Insectes, wie des in der Region der Wolken kreisenden Adlers, des von taubem Geröll verdeckten Edelsteins, wie des am Horizont auftauchenden Segels. Das leise Fallen der Tropfen, das Rieseln der Quellen, das Zirpen im Grase giebt ihm Kunde von dem stillen Leben, das überall um ihn herrscht.

Von der sinnlichen Wahrnehmung unzertrennlich und bei dem Zustandekommen des Naturgenusses wesentlich betheiligt ist das trennende und beziehende, vor Allem aber das verbindende Denken oder die Phantasie, durch welche die in die Seele aufgenommenen Vorstellungen zum Bilde des Naturschönen erst entwickelt werden. Da dieses sich in reiner Gestalt nirgends findet, sondern erst durch einen geistigen Act gewonnen wird, so erfordert der aesthetische Genuß des Naturschönen eine Denkthätigkeit, ähnlich der des Künstlers oder Dichters, der das Motiv seines Werkes der Natur entlehnt. Die zur Entstehung des Schönen nothwendige Idealisirung des Realen beruht wesentlich auf der Thätigkeit der Phantasie, die aus der sinnlichen Wahrnehmung die seelenvollen Elemente sammt ihrer sinnlichangenehmen Einkleidung heraushebt, die störenden, bedeutungslosen ausscheidet, diese in der inneren Anschauung vernichtet, jene in ihrer Bedeutung steigert und zur harmonischen Einheit zusammenfaßt. So fehlen in unserer Vorstellung von einem schönen Baume die dürren Zweige und die von Insecten zerfressenen Blätter, an denen es doch in Wirklichkeit nie mangelt; der Stamm erscheint höher und stärker, die Aeste mächtiger und ausgebreiteter, die Krone regelmäßiger und belaubter als in der Wirklichkeit, weil das Bild üppigstrotzender Jugendkraft, das wir in dem im besten Wachsthum befindlichen Baume zu sehen glauben, es so verlangt.

So weit diese Denkthätigkeit mit Bewußtsein vor sich geht, setzt sie ein Begreifen, eine Erkenntniß des Schönen voraus, die dem Menschen offenbar nicht angeboren, sondern das Resultat der Erfahrung ist. Wenn der Sinnenreiz, als Ausgangspunkt aesthetischen Genusses, nichts voraussetzt als Empfänglichkeit der Sinnesorgane, so fordert der volle Eintritt des Genusses das Auffinden der in dem Natürlichen liegenden seelischen Beziehungen und damit eine genaue Kenntniß der Gefühle der menschlichen Seele. Diese kann man aber nur durch Selbstwahrnehmung erlangen, und nur soweit diese Kenntniß reicht, ist die Möglichkeit gegeben, die Gefühle auf die Natur zu übertragen, mit anderen Worten das Seelenvolle in der Natur zu erkennen. Den rohen Menschen, dem das Gefühl der Andacht fremd ist, kann die erhabene Schönheit des gestirnten Himmels nicht zur Andacht stimmen, weil ihm die Erhabenheit des Anblicks nicht zum Bewußtsein kommt und nur sein Auge durch das funkelnde Licht der Sterne afficirt wird. Wer von Natur das Gefühl der Freude, den Frohsinn nicht kennt, dem lacht der blaue Himmel vergebens, die warme Frühlingssonne wärmt ihm wohl den Körper, nicht aber das Herz, ihm singen die Vögel umsonst ihr Lied und es duften die Blumen vergeblich um ihn; die Natur erscheint ihm nur da schön, wo er in ihr das Bild der eigenen Schwermuth wiederzufinden glaubt: im Waldesdunkel, der einsamen Felsengrotte, deren melancholische Stille nur durch das eintönige Geräusch fallender Tropfen unterbrochen wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem eigenthümlichen Wesen des Naturschönen, das an Verständlichkeit dem Kunstschönen so sehr nachsteht, erklärt sich, daß in dem Obigen die Bedingungen für einen großen Theil der Naturgenüsse noch lange nicht erschöpft sind. Unter den Tausenden von Touristen, die jährlich ins Gebirge reisen, um dessen Schönheiten zu bewundern, wird die Mehrzahl nur eines beschränkten Genusses theilhaftig, nicht weil es ihnen an Schärfe der Sinne oder an Empfänglichkeit für die seelischen Beziehungen der Natur oder an Phantasie fehlt, sondern weil sie nicht im Stande sind, den Schleier zu lüften, mit dem die Natur einen großen, wenn nicht den größten Theil ihrer Schönheiten umgiebt. Setzt das Kunstschöne, um vollen Genuß zu bieten, ein tieferes Verständniß der Kunst voraus: das Studium der ursachlichen Verknüpfung zwischen den Gefühlen der menschlichen Seele und der sinnlichen Darstellung derselben, durch deren Kenntniß die Züge des Kunstwerkes erst Bedeutung gewinnen, ferner eine Einsicht in Composition, Stil und Technik, die nur Wenigen zu Gebote steht, so können auch die Züge des in der Natur verborgenen Schönen nur von demjenigen vollständig erkannt werden, der im Stande ist, in der Vielheit der Erscheinungen den leitenden Faden aufzufinden, der die Bedeutung des Einzelnen für das Ganze und zugleich die Mittel kennt, durch welche die Natur unter den verschiedensten Verhältnissen ihre Zwecke erreicht hat. Wem diese Einsicht mangelt, dem erscheint die Natur als ein Räthsel, zu dem ihm der Schlüssel fehlt. Diesen aber giebt, wie dort die Wissenschaft eines Winkelmann, so hier die naturwissenschaftliche Bildung, wie sie Keinem in umfassenderen Maße zu Gebote stand als A. v. Humboldt, der deshalb auch nicht nur für die Gesammtanschauung, sondern auch für die aesthetische Auffassung der Natur nach allen Seiten, wie Winkelmann für die Theorie der plastischen Künste, noch unübertroffen dasteht. Es sei gestattet,

die Bedeutung naturwissenschaftlicher Bildung für den Naturgenuß

durch theilweise Anführung einer noch ungedruckten Gelegenheitsrede zu erläutern, die der Verfasser dieser Zeilen vor Jahren über obiges Thema gehalten hat.

„Das Bewußtsein einer tieferen Einsicht in die Natur ist mit dem Gefühl hoher Befriedigung verbunden, welches der sichere Lohn angestrengter und erfolgreicher Geistesarbeit ist. Dieser reine und ungetrübte Genuß findet fortdauernde Nahrung in der Natur selbst, die dem Forscher auf jedem Schritt und Tritt eine Bestätigung der gewonnenen Einsicht darbietet. Zu der stillen Freude über den geistigen Besitz gesellt sich als unzertrennlicher Begleiter das Streben nach neuer Erkenntniß, die, an die bereits gewonnene anknüpfend, diese zu erweitern und zu vertiefen sucht. Das Streben nach Erkenntniß scheint dem Menschen angeboren und die Befriedigung dieses Triebes gewährt den höchsten rein geistigen Genuß, dessen der Mensch überhaupt fähig ist, einen noch höheren, als selbst der Besitz der Erkenntniß, das Wissen, wenn anders Lessing recht hat mit seinem berühmten Ausspruche: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: „Vater, gieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man könnte einwenden, daß durch die stete Richtung des Geistes auf Erkenntniß der Verstand einseitig auf Kosten der anderen Seelenkräfte in Anspruch genommen werde und daß der Forscher daher im Verkehr mit der Natur zwar die mittelbaren geistigen Genüsse empfange, die eine Folge des Strebens nach Erkenntniß sind, dagegen der Genüsse verlustig gehe, welche auf der aesthetischen Wirkung landschaftlicher Reize beruhen und die, wie wir gesehen haben, dem gebildeten Touristen, wie dem Landschaftsmaler, in so reichlichem Maße zu Theil werden.

Allerdings ist der Aufenthalt und die Thätigkeit des Naturforschers in freier Natur vorzugsweise der Erforschung derjenigen Gebilde und Erscheinungen gewidmet, die dem Gebiete seiner Wissenschaft angehören. Diese sucht er auf, beobachtet sie, vergleicht und sondert, um endlich eine neue Errungenschaft an das bereits Erworbene anzufügen.

Dieses Versenken in das Einzelne, eine unerläßliche Vorarbeit zu höherer Kenntniß des Naturganzen, erfordert die ungetheilte Thätigkeit des Verstandes, so daß der Forscher während desselben für alles Uebrige unzugänglich ist und sein muß.

Allein der Naturforscher ist doch überall erst Mensch und kann sich als solcher dem mächtigen Eindrucke großartiger und anmuthiger Naturscenen ebenso wenig entziehen als jeder andere Gebildete. Wir würden denjenigen bedauern müssen, der, kaum angelangt auf einer Bergzinne der Alpen mit herrlicher Rundsicht, statt sich an den blauen und grünen Seespiegeln, den dunkel bewaldeten Schluchten und Thälern, den zackigen Felshörnern und schneebekränzten Gipfeln und der bunten von Flüssen und Bächen wie von Silberfäden durchwirkten Ebne zu laben, sein Auge nach einem seltenen hier vorkommenden Insect umherschweifen ließe, wir würden ihn einen Insectenjäger und nicht einen Naturforscher nennen.

Steht aber der Naturforscher in Ansehung des Genusses, den die sinnliche Wahrnehmung von Naturschönheiten dem Beschauer unmittelbar gewährt, hinter dem bloßen Naturfreunde nicht zurück, so ist dagegen der weitere Genuß bei ihm höher und edler und, was nicht gering anzuschlagen ist, dauernder. Die Eindrücke, die den gewöhnlichen Touristen meist nur oberflächlich berühren, den Landschaftsmaler nur dann fesseln, wenn sie malerisch sind, gehen bei dem Naturforscher ungleich tiefer, weil er vermöge seiner Natureinsicht in die bunte Masse von Vorstellungen, die er durch die sinnliche Wahrnehmung erhält, Einheit, Ordnung und Zusammenhang bringt und dieselben so nach den Gesetzen der Ideenassociation dem Gedächtniß einzuprägen und jederzeit zu reproduciren vermag.

Auch ist der Genuß des Naturforschers unstreitig vielseitiger und umfassender als der des Touristen und des Landschaftsmalers. Während für ersteren nur diejenigen Naturscenen Interesse haben, die geeignet sind, ihn in eine angenehme Stimmung zu versetzen, für den letzteren nur diejenigen, die ihn zu künstlerischen Schaffen begeistern, wird bei dem Naturforscher selbst eine anfängliche Verstimmung der Seele häufig durch Umstände, die der Tourist gar nicht beachtet, gehoben. Auch kommt in letzterem Falle dem Naturforscher gerade die vorherrschende Richtung seines Geistes auf Erkenntniß zu statten, die ihn dadurch, daß sie ihn gewissermaßen auf einen höheren Standpunkt erhebt, dem sonst allmächtigen Einflusse des Gefühls und der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Phantasie entzieht und eine Disharmonie mit der Natur nicht aufkommen läßt. Einige Beispiele werden dies veranschaulichen.

Wenn die zackigen, zerrissenen, mitunter geradezu abenteuerlichen Bergformen der Voralpen, ihre schroffen Abstürze, die schreckhafte Zerklüftung, die scharfen Kämme, die nackten Wände, an denen nicht ein Stäubchen fruchtbarer Erde zu haften scheint, die furchtbaren Trümmermassen in den wilden Schluchten dem Uneingeweihten nur ein Bild grauser Zerstörung sind, von dem sich sein Auge, anfangs von Neugierde angelockt, bald mit Widerwillen abwendet: so verkünden sie dem Eingeweihten, wie durch den gewaltigen Ausbruch der Centralalpen, 1000de von Fußen mächtige Kalksteinschichten, aus ihren Fugen gerissen, zersprengt, himmelhoch aufgerichtet und übereinander geworfen, die jetzigen Voralpen bildeten, und die Begierde den ursprünglichen Zusammenhang der auseinander gerissenen Felsmassen, die anfängliche Lagerung der jetzt aufgerichteten Schichten und damit die Bildungsgeschichte des ganzen Riesenbaues zu erforschen, übt einen unwiderstehlichen Reiz auf den Beschauer und zwingt ihn das Auge immer von Neuem jenen räthselhaften Bergformen zuzulenken. — Wenn der Tourist aus einer engen Gebirgsschlucht, in der das donnerartige Gebrüll des durch die tiefe Felsenspalte wildschäumenden Bergstromes ihn betäubt und der Blick abwärts in den finster gähnenden Schlund und aufwärts zu den thurmhohen überragenden schwarzen Felswänden ihn mit Grauen erfüllt, mit dem Gefühl der Zerknirschung über die eigene Schwäche gegenüber der Allgewalt der Natur scheidet: so entgeht der Naturforscher diesem Schicksal durch Betrachtungen ganz anderer Art. Die überall sichtbare muschelförmige Auswaschung der Felswände erinnert ihn daran, welche unermeßlich lange Zeit erforderlich war, damit das Wasser den starren harten Fels in solcher Weise auswusch und zerklüftete und wie doch diese Zeit abgekürzt wurde durch die chemische Beschaffenheit des die Schlucht bildenden Kalksteines, welcher der auflösenden Gewalt des Wassers geringeren Widerstand leistete. Lassen derartige Betrachtungen in dem Naturforscher das Gefühl des Grauens und der Zerknirschung nicht zum Durchbruch kommen, so schwindet es vollends beim Anblick der hellgrünen zierlichen Wedel eines an die Felsenbrust sich anschmiegenden Farnkrautes, das bei der Verwandschaft, in der sich der Naturforscher zu allem Organischen fühlt, ihn sofort anheimelt und mit der Einsamkeit und den Schrecken der Umgebung aussöhnt.

So sehen wir, daß dem Naturforscher der Verkehr mit der Natur, der sich bei ihm stets zum Studium gestaltet, eine Quelle der edelsten und reinsten Genüsse wird, eine Quelle, die ihm überall fließt: auf der unermeßlichen Fläche des Oceans, wie auf der Spitze himmelragender Berge, im dürren Wüstensande, wie in der üppigen Fülle des tropischen Urwaldes und die nie versiegt, da sie unerschöpflich ist an neuer und tieferer Erkenntniß.

Wir haben bisher das Wort Naturforscher in einer gewissermaßen idealen Bedeutung genommen, insofern kein Naturforscher ihr ganz entspricht. Der außerordentliche Umfang, den die Naturwissenschaft im Laufe der Zeit angenommen, hat es für den Einzelnen längst unmöglich gemacht, das ganze Gebiet zu durchforschen. Dieser Umstand hat mit Nothwendigkeit eine Theilung der Arbeit nach den verschiedenen Disciplinen zur Folge gehabt. Auch der Naturforscher von Fach ist daher in allen den Gebieten, die er nicht selbstständig durchforscht hat,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die Resultate fremder Forschung angewiesen. Die Art und Weise, wie diese von ihm aufgenommen werden, kann aber eine zwiefache sein, entweder in ihrem ursprünglichen Gewande, mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat, oder losgelöst davon in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form. Den ersten Weg schlägt er ein, wenn es sich darum handelt, fremde Arbeiten auf einem Gebiete zu prüfen, in dem er selbst schon geforscht hat, den letzteren meist da, wo er keine selbstständigen Forschungen gemacht hat. In Bezug auf letztere Gebiete kann er also streng genommen auch nicht auf den Namen eines Forschers, sondern nur auf den eines naturwissenschaftlich Gebildeten Anspruch machen.

Die Genüsse des Forschers bestehen, wie wir gesehen haben, einmal in der Freude, seine mühsamen Arbeiten in der Natur selbst fortwährend bestätigt zu sehen, und ferner in der Befriedigung des Strebens nach neuer Erkenntniß. Unterliegt nun auch keinem Zweifel, daß die Freude desjenigen größer ist, welcher eine von ihm selbst gemachte, als desjenigen, der eine fremde Entdeckung sich bestätigen sieht, so gewährt doch auch das letztere einen geistigen Genuß, weil wir die fremde Forschung durch die eingehende Beschäftigung mit ihr gewissermaßen zu der unserigen gemacht haben.

Da ferner kraft des uns angebornen Erkenntnißtriebes jede gewonnene Einsicht zu neuer Erkenntniß anregt, so kann es nicht ausbleiben, daß auch der blos naturwissenschaftlich Gebildete bei Gelegenheit zum Forscher wird. Und so ist auch in dieser Beziehung zwischen dem Naturforscher von Fach und dem naturwissenschaftlich Gebildeten keine scharfe Grenze zu ziehen.

Wie sehr aber der naturwissenschaftlich Gebildete, auch ohne Naturforscher von Fach zu sein, bezüglich des Naturgenusses vor der großen Masse von sonst gebildeten Naturfreunden bevorzugt ist, will ich versuchen an einigen Beispielen nachzuweisen.

Welcher Alpenreisende hätte nicht freudig, nachdem er das fruchtbare Thal in glühender Sonnenhitze durchwandert, den kühlen, am Bergabhange sich in die Höhe ziehenden Laubwald begrüßt und in ihm, behaglich aufs Gras gestreckt, dem Gesange der Vögel gelauscht, wäre nicht höher hinansteigend, beim Eintritt in den düsteren Nadelwald durch die hier herrschende Stille und Einsamkeit, in feierliche, schwermüthige Stimmung versetzt und beim Austritt aus demselben um so freudiger überrascht worden durch den Anblick einer herrlichen Alpenmatte, über der im Hintergrund Schneeriesen drohend ihr Haupt erheben, hätte nicht mit Entzücken den Duft der Blumen eingesogen, die Farbenpracht der Schmetterlinge bewundert, dem tausendstimmigen Summen der Insecten gelauscht?

Und doch wie ungleich tiefer, nicht blos Gefühl und Phantasie, sondern alle Seelenkräfte beschäftigend ist der Eindruck dieser Scenen auf den naturwissenschaftlich Gebildeten, der in jedem Baum, in jeder Pflanze einen alten Bekannten begrüßt, oder sich freut, Pflanzen, die er bisher nur aus Herbarien und Abbildungen oder nur dem Namen nach kannte, hier lebend in der Natur zu finden, der in dem vieltönigen Concert der Waldsänger den lauten melodischen Gesang der Singdrossel, den fröhlichen Ruf des Finken, das melancholische Zwitschern des Rothkehlchens, den vollen Flötenton des Pyrols unterscheidet, dem im dunklen Tannenwald ein dröhnendes Pochen, das die tiefe Stille unterbricht, und das leise Geräusch fallender Schuppen von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tannenzapfen die Anwesenheit bekannter freundlicher Thiergestalten verkündet und damit von der Brust das Gefühl der Beklemmung nimmt, dessen sich die meisten Menschen in tiefer Einsamkeit nicht erwehren können. Und nun gar die Flor jener herrlichen Alpenwiese. Das Herz hüpft uns vor Freude beim Anblick dieser Tausende blauer Gentianen, deren Ultramarin den Himmel beschämt, goldblumiger Sonnenröschen, vanilleduftender Nigritellen, zierlicher Saxifragen mit weißen und saffrangelben Blumenaugen und hundert anderer lieblicher Alpenkinder, überragt von den ansehnlichen Stauden des weißen Germers, den tiefdunkelblauen Rispen des kräftigen Sturmhuts und der goldgefärbten Blumenscheibe der heilsamen Arnika. Und oben am Rande der schwarzen Felsklippen da schimmert uns das glühende Roth der Alpenrose entgegen, jener Herrscherin im Blumenreich des Hochgebirges. Um sie zu pflücken, klimmen wir die Höhe hinan und durchmessen nun noch einmal mit den Blicken den zurückgelegten Weg. Tief unter uns liegt die Region des Laubwaldes, verdeckt von dem Gürtel dunkler Tannen, die weiter oben struppigen Legföhren Platz machen; zu unseren Füßen blumendurchwirkte Wiesen, die sich zu den grauen Bergzinnen hinanziehen, rechts über uns kahle, schroffe Felswände, einem jener Bergriesen angehörend, die das Thal umgeben; links fällt unser Auge mit Schaudern in den Abgrund, in welchem tief unten ein Bach seine weißgrauen Fluthen wälzt. Wir klimmen höher und höher auf schwindelndem Steig am Rande der schauerlichen Schlucht, der bunte Blumenteppich unter uns verschwimmt, undeutlich schimmern die Alpenrosenfelder in röthlichem Schein. Da erblicken wir, mehrere Klaftern unter uns auf schmalem Felsvorsprung weiße seidenglänzende Sterne. Wir trauen unseren Augen kaum. Was wir so lange vergeblich gesucht, zeigt sich unseren Blicken, steht in voller Schöne vor uns — die Immortelle der Alpen, das geschätzte Edelweiß. Verschwunden ist alle Bangigkeit. Die Begierde nach dem Besitz der seltenen Alpenpflanze überwiegt alles Bedenken und treibt uns hinunter, auf Händen und Füßen kriechend, dem Absturz sein Kleinod zu entreißen. Reichlich glauben wir uns belohnt für unsere Mühe und fühlen uns zu neuen Anstrengungen angefeuert.

Eine schmutzig graue Wand zeigt sich in der Ferne. Von Neugierde getrieben klettern wir über Trümmerhalden und eine gewaltige Barrikade aufgehäufter Felsstücke und stehen endlich über einer hochgewölbten Oeffnung, aus der ein wilder Strom milchweißen Wassers schäumend hervorbricht. Wir steigen hinab und treten in eine Halle mit durchsichtiger lasurblau schimmernder Decke, einen Krystallpallast, wie ihn die Feenmärchen nicht schöner schildern können, strahlend in zauberhaften blauem Lichte, funkelnd von Wassertropfen, welche von langen Eiszapfen an der Decke niederrinnen und, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, in den Farben des Regenbogens erglühen.

Wie Schuppen fällt es uns von den Augen: es ist das Gletscherthor, in das wir eingetreten, jener Bach, der aus der dunklen Tiefe hervorbricht, der Gletscherbach, jene Steinbarrikade die Frontmoräne, jene hohe graue Wand der Gletscherabsturz. Wovon Beschreibungen und Abbildungen uns nur eine mangelhafte und undeutliche Vorstellung gegeben, das sehen wir nun in Wirklichkeit vor uns, einen Gletscher. Die Resultate der scharfsinnigen Forschungen über Bildung und Entstehung, Bewegung und Ausdehnung, Temperatur, Farbe, Structur und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chemische Eigenschaften dieser noch immer so räthselhaften Naturerscheinung treten uns vor die Seele. Wir suchen Bestätigung und klettern hastig an den Seitenwänden des Gletschers empor. Auffallend gestaltete pyramidale, zerrissene und zerklüftete riesige Eissplitter in wildem Durcheinander fesseln unsere Aufmerksamkeit Offenbar sind es die merkwürdigen Gletschernadeln. Wir gehen weiter. Immer reiner wird der Gletscher, immer herrlicher leuchten seine blauen Spalten, seine Oberfläche flimmert und glitzert, in der Tiefe aber plätschert und rauscht es, denn in tausenden kleinen Furchen rinnt emsig Wasser hinab, rieselt in geheimen Kanälen und Spalten oder fällt in unsichtbaren Wasserfällen hinunter, um sich im Gletscherbach zu sammeln. Reihenweis geordnete Steine, die Seitenmoränen, ziehen den Blick aufwärts zu den weißschimmernden Firnfeldern, die da oben zwischen den ewigen Schneedomen zu einem ungeheuren Gletschermeere, dem Firn, zusammen fließen. Diese Felstrümmer erinnern uns an die heimischen Findlingsblöcke, die einst in ähnlicher Weise auf dem Rücken gewaltiger nordischer Gletscher zu Thal geführt worden sein mögen.

So bietet uns diese scheinbar todte und starre Gletscherwelt, in welche den gewöhnlichen Touristen nur Neugierde oder die eitle Sucht, sich einer Gletscher-Besteigung rühmen zu können, führt, mannigfache geistige Anregung und Belehrung. Welcher Reiz liegt nicht schon in dem Contrast zwischen der eisigen Gletscherwüste, die uns jetzt umgiebt, und dem sonnendurchglühten, von üppigster Vegetation strotzenden Thale, das wir vor wenigen Stunden durchwandert, ein Contrast, dessen Härte durch den allmähligen Uebergang aus der Zone der nahrungsspendenden Gräser durch den Gürtel der Laub- und Nadelhölzer in die Region der Alpensträucher gemildert wird. Und wenn das Thal, in dem wir aufgestiegen, eines der südlichen, italienischen Alpenthäler ist, in dem die Sonne vom tiefblauen Himmel in versengender Gluth niederbrennt, die saftstrotzenden riesigen Maisstengel mit den breiten glänzenden Blättern uns an die Musaceen und Palmen erinnern und die fröhliche Rebe gleich den Lianen des Urwaldes sich an gewaltigen Ulmen und Nußbäumen in die Höhe rankt: so glauben wir, vom Zauber der Phantasie berückt, binnen wenigen Stunden sämmtliche Zonen der Erde durchwandert zu haben und nun aus der Gluth der tropischen Sonne auf Spitzbergens eisige Felsklippen versetzt zu sein, indem nur einige wenige Blüthenpflanzen, wie Schneeranunkeln und Schneegentianen mit ihren rasenförmigen Polstern den Moosen den Platz streitig machen und endlich nur noch Flechten den nackten Fels bekleiden."

So sehen wir, wie die wissenschaftliche Einsicht in die Natur nicht nur mit einer Lust aus dem Wissen, von der schon im ersten Kapitel die Rede war, verknüpft ist, sondern auch, den Sinn für eine aesthetische Betrachtung der Natur vorausgesetzt, die Lust aus dem Bilde der Lust oder die ideale Lust theils wesentlich erhöht, theils überhaupt erst ermöglicht. Denn je klarer und vollständiger die Erkenntniß der Natur ist, desto schärfer und vollständiger ist auch das Bild des Naturschönen, das jene idealen Gefühle erweckt. Im Studirzimmer, wo der naturwissenschaftliche Gelehrte die heimgebrachten Schätze und Erfahrungen sichtet und es ihm nur um die Wahrheit zu thun ist, die Erweiterung seines Wissens, d. i. des in das Denken aufgenommenen Inhaltes der Natur, hält er sorgfältig jede Beeinflussung seiner Phantasie und seiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefühle durch seelische Beziehungen fern; nicht so in der freien Natur, wo der wahre Forscher, wenn nicht das Interesse der Wissenschaft den Schönheitssinn gewaltsam zurückzudrängen zwingt, auch diesen befriedigt.

Zu den Bedingungen des Naturgenusses gehört aber außer der sinnlichen Wahrnehmung, der Phantasie und dem Wissen, deren Bedeutung für den vorliegenden Zweck bereits nachgewiesen ist, eine gewisse leidenschaftslose Stimmung des Gemüthes. Heftige Leidenschaft, Zorn, Angst machen wenigstens zeitweise unempfänglich für die Schönheiten der Natur, weil, wie bereits früher gezeigt worden ist, starke reale Gefühle im Allgemeinen die idealen ausschließen. Weniger starke Affecte dagegen, wie Sorge, Kummer, Trauer, schwinden oft unter Einwirkung des Naturschönen, dessen Betrachtung durch das Eintreten idealer Gefühle eine Beruhigung und Linderung der realen herbeiführt. Mit Recht wird daher Schmerzerfüllten der Aufenthalt im Freien und in schöner Natur empfohlen und davon eine günstige Aenderung ihrer Stimmung erwartet. Wenn umgekehrt reale Affecte durch die Einwirkung besonders des Natur-Erhabenen noch gesteigert zu werden oder darin neue Nahrung zu finden scheinen, so ist dies doch nur vorübergehend der Fall. Der von plötzlicher Leidenschaft Bewegte sucht wohl den Gewittersturm oder die Brandung des Meeres auf, weil der Aufruhr in der Natur dem seines Innern entspricht, aber die Empörung seines Gemüthes überdauert nur selten die der Elemente, deren erhabener Anblick in der Regel nicht verfehlt, allmählich jene leidenschaftlichen Affecte durch edlere Gefühle zu verdrängen.

5. Die verschiedene Empfänglichkeit für den Naturgenuß und deren Ursachen.

Nicht treffender wohl als mit den an die Spitze dieser Abhandlung gestellten Dichterworten läßt sich die Thatsache aussprechen, daß die Empfänglichkeit der Menschen für den Naturgenuß eine außerordentlich verschiedene ist. Die Gründe dafür sind zum Theil schon in dem Vorangegangenen enthalten, zum Theil verlangen sie noch eine weitere Erörterung.

Da das Naturschöne, um genossen zu werden, der Idealisirung bedarf, so findet jeder, der aus Mangel an Phantasie dieser Idealisirung nicht fähig ist, sich einem sonst anerkannten Naturschönen gegenüber enttäuscht. Wer z. B. im Rheinfall bei Schaffhausen nichts sieht als mit heftigem Getöse niederstürzendes Wasser, wird sich über die geringe Höhe, in der der Rheinfall anderen Fällen, wie z. B. dem Staubbachfall, weit nachsteht, oder seine zwar ansehnliche, aber mit dem Niagara freilich nicht zu vergleichende Wassermasse, oder über den Mangel einer großartigen Umgebung, wie sie der Handeckfall zeigt, enttäuscht fühlen. Wer aber unbefangen, ohne vorgefaßte Meinung und die leidige Manie des Vergleichens sich dem Eindrucke hingiebt, wird, wenn er überhaupt aesthetischer Gefühle fähig ist, dem Urtheil Stolbergs *) und vieler Anderen über die Erhabenheit und Schönheit dieser Naturerscheinung beistimmen.

Die fortgesetzte Uebung im Idealisiren steigert die Empfänglichkeit für das Naturschöne,

*) Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien. 1794.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie für das Schöne überhaupt, so bei den Landschaftsmalern, deren Naturgenuß indeß ein einseitiger ist, da er sich auf das Malerisch-Schöne beschränkt und nicht das Werden, sondern nur das Sein, nicht die Wahrnehmungen aller Sinne, sondern nur die des Auges zum Gegenstande hat. Wie bereits oben nachgewiesen ist, hat der mit aesthetischem Sinn begabte Naturforscher in Folge seiner Empfänglichkeit für die mannigfaltigsten Natureindrücke ein weit umfassenderes Feld von Naturgenüssen, wenn er gleich in der Auffassung des Malerisch-Schönen dem Künstler, in der des Seelenvollen dem Dichter im Allgemeinen nachstehen wird. Es ist nur wenigen hervorragenden Geistern vergönnt gewesen, die Vorzüge des Dichters und Künstlers mit denen des Naturforschers in der Auffassung der Natur zu vereinigen. Welche mächtigen Erfolge aber das Zusammenwirken jener drei Factoren haben kann, zeigt vor Allem Göthe, der bekanntlich auch in der Zeichenkunst wohlbewandert war.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Empfänglichkeit für aesthetische Naturgenüsse übt die räumliche und zeitliche Entfernung aus. Nicht nur die malerische Wirkung einer Landschaft, eines Wasserfalles, sondern ihre aesthetische Wirkung überhaupt hängt wesentlich davon ab, daß wir uns nicht nur im Besitz guter Augen, sondern auch in der richtigen Entfernung und Stellung zu dem Gegenstande befinden. Wie wir beim Beschauen eines Gemäldes zunächst den richtigen Standpunkt für die Betrachtung ausfindig machen, so ist dies auch für den Genuß des Naturschönen oft von großer Wichtigkeit, und es ermangeln daher die Führer im Gebirge nicht, den Touristen auf die Standpunkte aufmerksam zu machen, von denen aus eine schöne An- oder Aussicht die beste Wirkung hat. In ähnlicher Weise übt auch die Zeit eine idealisirende Wirkung aus, indem sie die beim unmittelbaren Genuß des Naturschönen sich oft geltend machenden realen Gefühle der Müdigkeit, des Hungers, des Durstes, der Hitze, des Aergers über eine zu hohe Wirthsrechnung oder ein schlechtes Mittagbrod und dergl., welche bei prosaischen Naturen den Genuß des Schönen gar nicht zur Geltung kommen lassen und auch bei aesthetisch angelegten nicht ohne störenden Einfluß sind, nach und nach vergessen macht, so daß nun die idealen Lustgefühle, die vorher gleichsam unter einem Banne lagen, deutlicher hervortreten. Wie den meisten Menschen die Vergangenheit und insbesondere die Jugendzeit in hellerem Lichte strahlt als die Gegenwart, so gestalten sich auch viele Natureindrücke erst in der Erinnerung zu angenehmen, und unsere Empfänglichkeit für das Schöne scheint oft in demselben Maße zu wachsen, als wir uns zeitlich und räumlich davon entfernen.

Wenn schon der Einzelne zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Empfänglichkeit für das Naturschöne zeigt, so tritt diese noch vielmehr hervor, wenn man verschiedene Stände und Berufsklassen, verschiedene Nationen oder Zeitalter daraufhin mit einander vergleicht. So hat der Jäger und Forstmann nur Sinn für die Schönheiten des Waldes, der Seemann nur für die des Meeres. Gleiche Erziehung, Ausbildung des Geistes und Lebensrichtung vorausgesetzt, muß der dessenungeachtet bei dem Einen mehr, bei dem Anderen weniger hervortretende Natursinn auf die natürlichen Anlagen zurückgeführt werden und damit zum Theil wenigstens auf die angeborne Beschaffenheit der Sinnesorgane. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß oft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Zufall *) oder die erste Umgebung den Grund für einen Natursinn legt, der sich später von selbst weiter ausbildet und oft die Wahl der Lebensrichtung beeinflußt. So wählen die Söhne der Forstleute und Jäger, ihrer Neigung überlassen, meist den Beruf des Vaters, und die Alpenbewohner trennen sich nur nothgedrungen von ihrer schönen Heimath und pflegen, sobald sie anderwärts eine unabhängige Lebensstellung sich erworben haben, in dieselbe zurückzukehren. In wen die Empfänglichkeit für das Naturschöne nicht von Hause aus gelegt ist, in dem wird sie sich später nur in seltenen Fällen noch entwickeln; wer aber dafür empfänglich ist, dem wird die fortgesetzte Uebung des Natursinnes eine Quelle des reinsten Genusses. Während aber in der Jugend der Naturgenuß sich auf den Reiz des Sinnlich-Angenehmen beschränkt, treten mit der zunehmenden Ausbildung des Geistes immer mannigfaltigere Seelenzustände auf, die in der Natur ihren Wiederhall finden, und da zugleich die Bedingungen und Ursachen des Schönen immer deutlicher erkannt werden, so wird der Genuß immer mannigfaltiger, bewußter und in demselben Maße edler und reiner, als die Gefühle des Einzelnen sich veredeln und die idealen über die realen das Uebergewicht erhalten.

Daß zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Empfänglichkeit für das Naturschöne geherrscht hat, ist bekannt. Erst mit den großen geographischen Entdeckungen, mit denen die Neuzeit anhebt und die uns die Wunder fremder Zonen eröffnet haben, hat sich der Sinn für das Naturschöne in weiteren Kreisen verbreitet und allmählich eine solche Ausdehnung gewonnen, wie wir sie jetzt mit Verwunderung sehen. Hand in Hand ging damit die Wiedergeburt der Landschaftsmalerei, die, den Griechen unbekannt, beim Beginn der neueren Zeit sich zum Range eines selbstständigen Kunstzweiges ausgebildet hat. Dem Alterthum war überhaupt der Natursinn fremd oder doch wenig ausgebildet, und da auch die modernen Griechen und Italiener darin den mittel- und nordeuropäischen Völkern, insbesondere denen von germanischer Abkunft weit nachstehen, so können die Ursachen dieser Verschiedenheit wohl nicht zufällige sein, sondern sind theils im Stammescharacter zu suchen, theils in äußeren sich gleichbleibenden Verhältnissen, die darauf eingewirkt haben.

Je strenger das Klima eines Landes ist, je länger sein Winter dauert, der die Vegetation theils vernichtet, theils in Scheintodt versenkt und den Menschen zum Aufenthalt im Hause zwingt, desto freudiger begrüßt dieser das Wiedererwachen der Natur im Frühling, die milde Luft, die schnellen Fortschritte der Vegetation, die Wiederkehr der Zugvögel und was Alles die Schönheit dieser von den Dichtern so viel besungenen Jahreszeit ausmacht. Aber der Frühling dauert nur kurze Zeit, er macht bald dem heißen Sommer und dieser wieder dem kühlen Herbste Platz. Nur zu bald wieder an die Strenge des nordischen Winters gemahnt, sehen wir uns genöthigt, die leichtere Sommerkleidung mit der derberen und die ganze Gestalt einmummenden des Winters zu vertauschen. — Nicht so der Südländer; ihm fehlt der scharfe Wechsel der Jahreszeiten, namentlich aber der nach Norden zu immer plötzlicher werdende, gleichsam zauberhafte Uebergang vom Winter zum Sommer, der nordische Frühling, der trotz seiner regelmäßigen

*) Kosmos II. pag. 5 und 95 führt A. v. Humboldt die zufälligen Einflüsse an, die zu seinem Interesse für die Natur und der Sehnsucht nach fernen Reisen den ersten Keim gelegt haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiederkehr alle empfänglichen Gemüther immer wieder von neuem entzückt. Die südliche Landschaft zeigt das ganze Jahr hindurch wegen der vielen immergrünen Gewächse eine gewisse Gleichmäßigkeit der Vegetation, die in den klimatischen Verhältnissen begründet ist. Diese gestatten dem Menschen, sich auch im Winter viel im Freien aufzuhalten, und der geringe und fast unmerklich sich vollziehende Wechsel seiner Umgebung stumpft gegen die Reize der Natur, die sich das ganze Jahr hindurch ziemlich gleich bleiben, ab. Andrerseits lenken den Blick andere Reize auf sich, die im Süden mehr zur Geltung kommen, die der menschlichen Gestalt. Der mildere Himmel gestattet eine leichtere, loser anliegende Kleidung, und die Hitze des Sommers macht auch diese noch dem körperlich sich anstrengenden Theil der Bevölkerung lästig und empfiehlt eine fast vollständige Entblößung. Der näherliegenden, plastischen Schönheit des menschlichen Körpers gegenüber treten die weniger bestimmten und ferner liegenden Reize der Natur in den Hintergrund. Insofern die klimatischen Verhältnisse der Mittelmeerländer noch heute dieselben sind, darf es uns nicht wundern, daß z. B. in Italien, der Heimath der Malerei, weder die Landschaft jemals zu freier Entwicklung gelangt, noch der Sinn für Naturschönheit überhaupt auch nur entfernt in demselben Maße vorhanden ist, als in Deutschland oder England, daß daher die herrlichen italienischen Landschaften meist von Deutschen gemalt worden sind und Italien trotz seiner günstigen Lage am Fuße der an großartigen Naturschönheiten so reichen Alpen zu dem Strome der Alpen-Touristen ein verhältnißmäßig kleines Contingent stellt.

Indeß ist anzunehmen, daß auch die ursprüngliche Anlage, die Verschiedenheit der Weltanschauung, wie die der Bildung überhaupt, die zwischen den griechisch-romanischen Racen einerseits und den germanischen andrerseits herrschen, an ihrer verschiedenen Empfänglichkeit für das Naturschöne einen wesentlichen Antheil gehabt haben, wenn anders unsere obigen Behauptungen richtig sind, daß das Verständniß des Naturschönen schwieriger ist und höhere Anforderungen an die Denkthätigkeit macht als der Genuß des Kunstschönen, zumal des der Plastik, für die jene griechisch-romanischen Völker von jeher eine besondere Vorliebe und Begabung gezeigt haben. Das Menschenleben in seiner unendlichen Gestaltung, insbesondere aber der politischen, ist der immer wiederkehrende Gegenstand des Interesses bei den Völkern des klassischen Alterthums. Das laute, öffentliche Volksleben, das überall pulsirte, ließ eine Versenkung in das stille Treiben der Natur und deren verborgene Schönheiten selten aufkommen. Wenn Spuren tieferen Natursinnes sich schon bei den Indern und alten Israeliten fanden *), so hat doch erst das Christenthum, indem es den Einzelnen aus der Sclaverei des Staates, der das ganze Sinnen und Trachten der Alten erfüllt, erlöste, gleichzeitig den Blick auf die Natur als das beredteste Zeugniß der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte lenkte und den Hang zur Einsamkeit begünstigte, der neuen Naturanschauung Bahn gebrochen. **)

*) A. v. Humboldt loc. cit. II. pag. 39 u. folgende.

**) Die historische Entwicklung des Natursinns ist von A. v. Humboldt loc. cit. in erschöpfender Weise gegeben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In dem Hange zur Beschaulichkeit, der ein Stammescharacter der germanischen Völker zu sein scheint, wurzelt nicht nur ihre tiefere Auffassung des Christenthums, sondern auch ihr innigeres Verhältniß zur Natur. Dieses aber bedarf nicht des Zaubers der Tropenwelt, es findet auch in der deutschen Heimath stets neue Nahrung. Denn auch bei uns ist die Natur überall reich an anmuthigen und erhabenen Elementen. Vom winzigen Leuchtwurm, der Nachts im thauigen Grase funkelt bis zum mächtigen Blitzstrahl, der das dunkle Gewölk durchbricht, bietet uns die Natur, wenn wir sie mit unbefangenem und offenem Sinn betrachten, eine unerschöpfliche, durch den Wechsel der Jahreszeiten immer frisch erhaltene Quelle der reinsten und edelsten Genüsse. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf